



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Haarknoten lösen und von lieblosender Hand die lange, weiche Haarmähne glätten. Sie wurde durch keine Frage gequält, ein müder, wohliger Traumzustand umfing sie bei dieser stummen, mütterlichen Sorglichkeit.

Die Freundliche, die an ihrem Bett saß, verlangte keine Beichte und drängte sie nicht mit Worten zu irgendeiner Bekehrung. Sie streichelte nur sanft Fintjes Hand, und Fintje, der nie ein Frauenstreicheln die ungefüme Seele berührt hatte, hielt dankbar und verwundert still. Und endlich riß sie aus eigenem Antrieb die böse Herzenswunde auf, die ihr so bittere Schmerzen machte, und hielt sie der mütterlichen Pflegerin hin: Sieh, so ist mir geschehen! Und die Verständige, Mitleidige, die ihr mit dem lebendigen Interesse der Mitfühlenden zugehört hatte, legte ihre kühlende Hand darauf.

Schlaf nun, Kind. Schlaf du jetzt, ich lasse deine Hand nicht los!

Auch am folgenden Tage wurde Fintje noch nicht weiter gejagt. Wie der Ertrinkende ans Rettungstau so klammerte sie sich jetzt an die neue erfahrene Freundin, die sie Mère Marie hießen. Und zaghaft versuchte ihr ungezügelttes kleines Selbst sich einzutasten in diese sichere Frauenseele.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Für die Handelsvertragsdebatte im Reichstag ist es un-
gemein charakteristisch, daß der Reichskanzler schon am dritten Tage nicht mehr
anwesend war, und daß sein Vertreter in dieser Sitzung nur erst am Schlusse
zu einer kurzen abwehrenden Bemerkung das Wort nahm, um den Zentrumsredner
Speck darüber aufzuklären, daß der Reichstag die Verträge annehmen oder ab-
lehnen, aber nicht umgestalten könne. Verständige Leute werden sich sagen, daß
unter solchen Umständen eine Kommissionsberatung für die schon fertig abge-
schlossenen Verträge völlig bedeutungslos sei und höchstens für einzelne Parteien
den Zweck des ut aliquid fecisse videatur habe. Für einen Teil der Abgeordneten
mag es vielleicht Bedürfnis sein, sich ihren Wählern gegenüber später auf nicht
mittelbare Interna einer Kommissionsberatung berufen zu können. Am vorigen
Donnerstag, zum Beginn der Verhandlungen, ist wohl von der äußersten Rechten
bis zur äußersten Linken kein Abgeordneter in die Sitzung gegangen ohne die Über-
zeugung, daß die Annahme der Verträge gesichert sei. Bei einem Überblick über die
gehaltenen Reden drängt sich deshalb auch der Gedanke auf, daß es kein Verlust für
Deutschland wäre, wenn die meisten ungehalten geblieben wären, und die Parteien
sich auf eine motivierende Erklärung über ihre Stellung zu den Verträgen beschränkt
hätten. Dagegen wird man freilich mit Recht einwenden: Wozu noch ein Parlament,
wenn es in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Handelsverträge nicht mit
raten und nicht mit taten soll? Gewiß. Aber so unvernünftige Handelsverträge,
die für einen verständigen Reichstag unannehmbar wären, schließt in unsern Tagen
doch keine Regierung ab, und namentlich diese jetzigen Verträge sind mit einer Gründ-
lichkeit, unter Anhörung aller Interessenten, vorbereitet worden, wie vielleicht keine
zuvor. Es war ein stolzes Wort, das der Staatssekretär des Innern sprechen konnte:
„Wir haben mit jedem Atout, den wir in der Hand hatten, einen Stich gemacht.“
Dem gegenüber hat es denn doch wenig Wert, wenn die vielen Redner, je nach
ihrem Standpunkt, das mühsam zustande gebrachte Werk in tagelangen Verhand-
lungen mit ägender Lauge übergießen, das sie hinterher doch annehmen. Denn
auch unter denen, die schließlich mit Nein stimmen, ist mancher, der sich den Luxus
der Ablehnung nur erlaubt, weil er die Annahme gesichert weiß. Nicht einmal

die Sozialdemokraten würden einen vertraglosen Zustand herbeiführen wollen, und ändern läßt sich durch kein Votum etwas.

Nun wäre noch auf einen Punkt in der Rede des Abgeordneten Gothein vom 10. dieses Monats zurückzukommen. Er sagte darin: Bismarck sei am Ende seiner Amtstätigkeit bereit gewesen, den Fünfmarkzoll Österreich gegenüber bis auf eine Mark zu ermäßigen. Es ist dies eine der unrichtigsten Behauptungen, die jemals in bezug auf den Fürsten Bismarck ausgesprochen worden sind. Der Altreichskanzler hat bekanntlich gerade die Herabsetzung der Getreidezölle auf 3,50 im Jahre 1891/92 auf das entschiedenste und hartnäckigste bekämpft. Hätte er wirklich wenig Jahre zuvor die Absicht gehabt, selbst bis auf eine Mark hinunterzugehen, so würde ihm das von seinem Nachfolger sicherlich — und nicht ohne Erfolg — vorgehalten worden sein. Aber Bismarck war bekanntlich gerade zu wirtschaftspolitischen Konzessionen an Österreich-Ungarn sehr schwer zu haben. Zu der Zeit, als der Fürst den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn sehr scharf kritisierte, äußerte ein süddeutscher Minister zu dem Verfasser dieser Zeilen, der Handelsvertrag sei in vieler Hinsicht vorteilhafter, zum Beispiel in den Papierzöllen, als der, den Bismarck habe Österreich geben wollen, und der 1883 fertig auf seinem Schreibtisch gelegen habe. Hierüber befragt, äußerte der Fürst: „Auf meinem Schreibtisch hat viel gelegen, vielleicht auch der Entwurf eines solchen Vertrages. Aber ich habe nie daran gedacht, den Österreichern einen Handelsvertrag zu geben.“ Woher Herr Gothein das Märchen von dem Markzoll hat, ist von ihm leider nicht mitgeteilt worden. Graf Posadowsky ist in seiner vortrefflichen, sachlichen Widerlegung der Gotheinschen Rede auf diesen Punkt nicht eingegangen, aber da Gothein den Reichskanzler direkt aufgefordert hat, die Sache zu studieren, so dürfte es dem Grafen Bülow ein leichtes sein, Herrn Gothein aus den Akten nachzuweisen, daß er sich ein Märchen hat aufbinden lassen. Würde Fürst Herbert Bismarck noch leben, so würde er Herrn Gothein wahrscheinlich sofort berichtigt haben.

In den Nachrufen, die die österreichische Presse dem Altreichskanzler bei seinem Rücktritt im Jahre 1890 widmete, wurde gerade der Punkt, daß das verbündete Österreich von ihm wirtschaftlich nichts habe erreichen können, mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Bismarck hat bekanntlich im Jahre 1879 den Wunsch gehabt, daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn in die Verfassungsurkunden beider Mächte aufgenommen würde, er wollte ihm damit gewissermaßen eine „ewige,“ von dem Wechsel in den leitenden Strömungen der habsburgischen Monarchie unabhängige Dauer verleihen. Ob Kaiser Wilhelm der Erste darauf eingegangen wäre, kann heute nicht diskutiert werden. Bismarcks Wunsch scheiterte an der energischen Weigerung des Grafen Andrassy, der vielleicht Schwierigkeiten bei seinem Souverän oder bei den Parlamenten der beiden Reichshälften befürchtete, oder — es seinem Nachfolger überlassen wollte, sich mit der Gewährung dieses Wunsches wirtschaftliche Konzessionen bei Deutschland zu erkaufen. Ob die Frage auf den „sechzig Bogenseiten“ berührt ist, die Bismarck seinem Sohne Herbert in Gastein als Denkschrift für den Kaiser diktirt hat, wird wohl erst eine spätere Zeit erfahren. Eine letzte Spur der Idee findet sich im zweiten Sage der Einleitung des Bündnisvertrags, worin von einem festen Zusammenhalten, „ähnlich wie in dem früher bestandnen Bundesverhältnis,“ die Rede ist.

Den jetzt ablaufenden Verträgen hat man die Hauptschuld am Niedergang der Landwirtschaft zugemessen. Es gibt tüchtige Landwirte, die der Meinung sind, daß nicht die Zölle, sondern wesentlich andre Umstände das Gedeihen der Landwirtschaft beeinflussen. Die kommende Handelsvertragsperiode mit ihren hohen Zöllen wird berufen sein, die Probe auf das Exempel zu machen. Bei einem ungestörten Frieden werden wir ja ohne Zweifel zu einem Aufschwung des landwirtschaftlichen Gewerbes gelangen, namentlich wenn die Gesetzgebung in all den Punkten fest einsetzt, die der Reichskanzler in seiner Programmrede vor dem Landwirtschaftsrat, denn eine solche war es, so scharf und bestimmt bezeichnet hat. Diese Punkte

liegen zwar sämtlich auf dem Gebiet der preussischen Landesgesetzgebung: Entschuldung des Grundbesitzes, innere Kolonisation und Beseitigung der Landarbeiternot durch wirksame Unternehmungen zur Selbstigmachung der Landarbeiter. Aber auch wenn sie zunächst nur in Preußen durchgeführt werden, wird doch ganz Deutschland den Segen davon haben, und die andern deutschen Staaten werden dem von Preußen gegebenen Beispiel je nach Lage der Verhältnisse bald folgen. Eine aufblühende Landwirtschaft kräftigt auch den innern Markt in solcher Weise, daß die Industrie, falls sich wirklich einige Vertragsfäße dauernd nachteilig für sie erweisen sollten, voraussichtlich auf dem Inlandsmarkt reichen Ersatz finden wird. Neben dem äußern wird freilich auch der innere Friede für eine unge störte Entwicklung notwendig sein. Störungen, wie sie jetzt der Bergarbeiterausstand hervorgerufen hat, werden sich nicht oft wiederholen dürfen. Ganz abgesehen von der schweren Schädigung des Erwerbslebens durch die behinderte Produktion und die verminderte Kaufkraft der Arbeiter und ihrer Familien, fällt dabei die lange nachwirkende Störung des Verhältnisses zwischen Unternehmern und Arbeitern, die nicht so leicht zu beseitigende Spannung und das wachbleibende gegenseitige Mißtrauen in die Wage, Dinge, die viel schlimmer sind als die in Zahlen auszudrückenden Kosten einer solchen Störung. Um so mehr werden alle sorgfältig erwognen Maßnahmen willkommen heißen werden müssen, die dem Zweck dienen, solche Störungen in Zukunft womöglich zu verhindern und beide Teile dem reichlich vorhandenen gemeinsamen Interesse unterzuordnen. Sowohl die Maßnahmen auf dem Gebiet der preussischen Bergwerkgesetzgebung als auch die zu erwartende reichsgesetzliche Regelung der Berufsvereine und der Arbeitskammern werden hoffentlich diesem Zweck dienen. Allerdings werden sie es nur dann tun, wenn sie nicht Rechte verletzen, die an keine entsprechenden Pflichten geknüpft sind. Wenn es überhaupt kein Recht ohne Pflicht geben darf, in der sozialpolitischen Struktur eines großen Gemeinwesens ist das am unerläßlichsten. Mit Recht hat der Handelsminister in seiner beim Festmahl der Berliner Handelskammer gehaltenen Rede davor gewarnt, den in der ganzen Welt geschätzten und gesuchten deutschen Fleiß, der auch die für die deutsche Industrie bevorstehenden Schwierigkeiten glänzend überwinden werde, durch übertriebene Bestrebungen auf gesetzliche Einschränkung und Normierung der Arbeitszeit zu zerstören. Mit diesem Fleiße, ihrer Elastizität und ihrer hervorragenden Anpassungsgabe wird die deutsche Industrie auch über die Schwierigkeiten dieser Handelsverträge hinwegkommen.

Zwischen Frankreich und Italien hat wegen des Erlasses des Königs Umberto über die Errichtung eines internationalen landwirtschaftlichen Instituts in Rom eine gegenseitige Bekomplimentierung der Staatsoberhäupter beider Länder stattgefunden. Auch Kaiser Franz Joseph hat, wohl um die Beziehungen der beiden vorläufig noch verbündeten Nachbarländer freundlich zu beeinflussen, dem König Viktor Emanuel einen Glückwunsch ausgesprochen, den mit der Antwort des Königs zu veröffentlichen man sich in Rom beeilt hat. Da der Erlass des Königs von Italien allen größern Regierungen amtlich mitgeteilt worden ist, werden ohne Zweifel noch weitere Kundgebungen folgen, wobei es sachlich keinen Unterschied macht, ob sie von Souverän zu Souverän oder von Regierung zu Regierung ausgetauscht werden. Im deutschen Publikum weiß man offenbar nicht, was man sich unter der Sache denken solle, und es besteht einige Neigung, sie mit dem russischen Entwaffnungsvorschlage und der Haager Friedenskonferenz in eine Kategorie zu bringen. Würde Italien ein Zentralinstitut zur Belebung und Förderung seiner eignen Landwirtschaft schaffen, so würde man das hier eher verstehen und im Interesse der wirtschaftlichen Erstarkung Italiens willkommen heißen, auf der die Zukunft des uns befreundeten Landes beruht. Freilich unter der Voraussetzung einer weitem friedlichen Entwicklung. Es treten aber neuerdings Symptome auf, die hoffentlich nur vorübergehender Natur sind. Minister Tittoni hat jüngst im italienischen Parlament militärischer Maßnahmen Österreichs gedacht, wie sie tat-

fächlich durch die Verlegung einer Anzahl Jägerbataillone aus Galizien, Oberösterreich und Böhmen nach Tirol im Gange sind und durch Erhöhung des Präsenzstandes eine weitere Ausdehnung erfahren. Die italienische Bewegung in Südtirol gibt der österreichischen Regierung, will sie sich nicht von irgendwelchen Ereignissen überraschen lassen, hierzu leider ausreichenden Anlaß. Es wird nicht ausbleiben, daß man in Italien mit ähnlichen Maßnahmen antwortet und die frühere starke Grenzhut gegen Frankreich in eine solche gegen Österreich verwandelt. Das braucht noch nicht Konflikt oder Krieg zu sein, den Italien sich wohl zweimal überlegen würde, würde aber immerhin zwischen zwei bisher und heute noch verbündeten Mächten den Beginn eines Zustandes bedeuten, wie wir ihn seit vielen Jahren bei Metz und bei Thorn haben.

In Wien würde man fortan damit rechnen, daß bei schweren innern oder äußern Krisen der habsburgischen Monarchie eine starke südtirolische Bewegung versuchen könnte, ihre Absicht, gestützt auf die leicht erregbare öffentliche Meinung Italiens und auf eine dem Drucke dieser nicht widerstehenden italienischen Politik, durchzusetzen. Hält die österreichische Regierung es für nötig, sich auf einen solchen Fall einzurichten, so wird ihr das in Deutschland niemand verübeln können. Tatsächlich scheint also die unermüdlige französische Politik den Punkt gefunden zu haben, wo sie den Dreibund aus den Angeln zu heben hofft. Daß Deutschland seiner am ehesten entzogen werden könnte, hat Graf Bülow im Reichstag öffentlich ausgesprochen. Der Dreibund mag ja bei der augenblicklichen Weltlage nicht mehr die frühere Bedeutung haben, aber sein dauernder Wert bestand doch gerade darin, daß er Österreich und Italien hinderte, gegeneinander Stellung zu nehmen und sie von andern Gruppierungen abhielt. Italien hat den Lockungen einer antipäpstlichen französischen Politik, deren eigentliche Motive vielleicht überwiegend auf dem Gebiete der Diplomatie liegen, nicht länger widerstehen können und wird ihnen folgen, bis der auf die Dauer in Frankreich wohl unvermeidliche Umschwung in das Entgegengesetzte eintritt. Die sich hier ergebenden Perspektiven berühren auch die Entwicklung der Dinge auf dem Balkan und damit die empfindlichsten Stellen der internationalen europäischen Politik.

g

Landschaftsbild und Bauerntum. Ungeklärt haben in den letzten Jahrzehnten die Industrie und der Verkehr, der intensivere Ackerbau und der moderne Forstbetrieb das Gesicht der deutschen Landschaft verwüstet; weiteren Schädigungen des Landschaftsbildes treten neuerdings die auf den Schutz der Heimat gerichteten Bestrebungen entgegen. Gründe wissenschaftlicher Art gaben den Anstoß zu dem staatlichen Schutze der Naturdenkmäler, ästhetische Bedenken veranlaßten die Entstehung des Bundes Heimatschutz. Auch ethische Gründe sprachen bei der Agitation für die Heimatschutzbewegung mit, doch ist die volkserziehende Seite der Heimatspflege und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung wenig erörtert worden.

Es mag auf den ersten Blick scheinen, als hätte die Allgemeinheit wenig Nutzen davon, wenn der Staat einzelne geschichtlich, kulturgeschichtlich oder naturwissenschaftlich wichtige Bäume, Sträucher, Bestände oder Felsgruppen schützt. Aber dadurch, daß der Staat diese Dinge vor der Vernichtung bewahrt, verleiht er nicht nur dem einzelnen Objekte selbst eine gewisse Heiligkeit, sondern er arbeitet auch der Richtachtung der Naturschönheiten entgegen, wie sie sich bei dem Landmann allgemein findet. Gewohnt, immer real zu denken, jederzeit den praktischen Nutzen zuerst zu erwägen, kennt der Bauer kein ästhetisches Interesse an der Natur; sie ist ihm Nutzungsobjekt, weiter nichts. Und so wird bei Wegeanlagen, Drainagen, Urbarmachungen, Begräbnissen, besonders aber bei Verkoppelungen oft so arg und meist so ganz zwecklos jeder Baum und jeder Busch umgehauen, daß der unbeteiligte Zuschauer es nicht begreift, warum sich die Leute so viel Mühe geben, ihre Heimat aller Reize zu berauben.

Niemand von ihnen bedenkt, daß diese Verhuzung der Landschaft schwere Schäden für die Angeseffenen nach sich ziehen muß. Die augenblicklichen kleinen Vorteile machen, daß der Bauer das dumpfe Mißbehagen, mit dem ihn der Anblick des glattrasierten Geländes erfüllen muß, vergißt; erst wenn das Geschlecht, das so schwer sündigte, unter der Erde liegt, zeigt sich an den Kindeskindern, daß man mit Bäumen und Büschen auch viele wertvolle Volkseigenschaften ausgerodet hat.

Je fruchtbarer der Boden ist, um so eher macht sich das Bedürfnis nach einer Verkoppelung fühlbar, um so früher verliert die Landschaft an Reiz. So war es auf dem schweren Boden in Mittelhannover. Dort ist aber auch am ersten bei den Bauerntöchtern die Abneigung bemerkt worden, auf einen Hof zu heiraten; sie scheuten die schwere Arbeit und zogen es vor, einen Beamten zu freien. Vor zwanzig Jahren lachte der Bauer aus dem Fürstentum Kalenberg oder aus dem Stifte Hildesheim den Lehrer aus, der es wagte, um seine Tochter zu freien; heute gibt er sie ihm gern. In dieser Gegend wird es bei den wohlhabenden Bauern mehr und mehr Mode, ihre Höfe zu verpachten, und Hofverkäufe sind dort viel häufiger als in der Heide, wo die Landschaft noch ihr altes Gesicht behalten hat. Der Zug zu städtischer Art und Sitte, die Neigung zur Stadt überhaupt findet sich im Kalenbergischen und im Hildesheimischen viel häufiger und bringt eine größere Beweglichkeit des Bodens mit sich, und der Grund dürfte nicht zuletzt in der Reizlosigkeit der Landschaft zu suchen sein.

Durch die Aufteilung des Gemeineigentums bei der Verkoppelung tritt sofort eine unmittelbare Beweglichkeit des Bodens ein; aber auch mittelbar nimmt diese Beweglichkeit zu, denn der Bauer, der seit Jahrhunderten gewohnt war, den Grund und Boden als etwas Feststehendes zu betrachten, an dem nur im äußersten Notfalle zu rütteln sei, sieht plötzlich, daß der Grund und Boden auch weiter nichts als ein Verkaufsobjekt ist, und die Verödung der Landschaft erleichtert ihm den Gedanken an eine Trennung von der Heimat. Diese relative Beweglichkeit des Bodens kann man auch mit dem genauesten statistischen Apparat nicht feststellen; daß sie aber da ist, darf man wohl nicht bezweifeln. Dem Bauern kommt die Reizlosigkeit der Landschaft nach der Verkoppelung vielleicht gar nicht klar zum Bewußtsein; aber die unbewußten Empfindungen sind immer die stärksten, und es ist selbstverständlich, daß ein Bauer, den gewisse Bestandteile seiner Heimat unwillkürlich an die Geschichte seines Landes, seines Dorfes, seines Hofes und seines Namens erinnern, fester auf seinem Acker steht, als wenn nichts in der Landschaft seine Person mit seinem Grund und Boden verbindet; dadurch muß er notwendig zu der Bewertung seines Eigentums als einer Handelsware kommen und den innern Zusammenhang mit dem Hof, auf dem er lebt, verlieren. Denn was ist ihm eine Feldmark, in der kein Baum und kein Busch, keine Hecke und kein Strauch das nüchterne Rechenexempel von Feld und Brache, Wiese und Sturzacker unterbricht, anders als eine Sache, die ihm Zinsen bringt, als ein Geschäft wie jedes andre! Der mystische Konnex zwischen Bauer und Boden, die alte Bauernbodentreue, die sich so oft in anscheinend lächerlichen Prozessen um Heckenpfähle und Steinraine äußert, kommt ihm völlig abhanden. Wozu soll er sich placken und schinden jahrein jahraus in Wind und Wetter, Hitze und Kälte auf Hof und Land? Er hat ja Geld genug, in die Stadt zu ziehen und es sich bequem zu machen, oder wenn er nicht ganz von seinem Gelde leben kann, dort einen Handel anzufangen. So verliert das verkoppelte Land von Jahr zu Jahr Teile seines alten Bauernstammes, während in den Gegenden mit Sand- und Moorboden die Seßhaftigkeit bedeutend größer ist, weil noch keine Verkoppelung den Zusammenhang zwischen dem Bauern und dem Boden gelockert hat.

Der deutsche Bauer ist kein Baschkire oder Kirgise, der sich am wohlsten in der Steppe fühlt; er ist durch jahrhundertelange Überlieferung an Baum, Busch und Hag gewöhnt; verschwinden sie aus seiner Heimat, so gehn mit ihnen die besten Züge aus seinem Charakter fort. Milieuveränderung zieht Charakterver-

änderung nach sich; wie der Boden, so der Baum, wie der Boden, so der Bauer. Ändert sich das Land, wird der Landmann ein anderer, und die erste Folge einer Umänderung des bäuerlichen Charakters wird der Gang zur Freizügigkeit sein.

Ein freizügiges Bauerntum aber ist ein Unding. Durch Kauf und Verkauf kommt kein Bauernstand in die Höhe, nur durch die unablässige Arbeit langer Reihen von Geschlechtern und durch eine Überlieferung, die dem jeweiligen Bauern das Gefühl einimpft, er sei nicht bloß ein verantwortungsloser Inhaber einer privaten Sache, sondern der verantwortliche Verwalter eines ihm anvertrauten Familien-erbes. Sehr bezeichnend für diese Anschauung ist die Tatsache, daß sich in den Gegenden mit urwüchsigem Bauerntum der Bauer nach dem Hofe nennt, während dort, wo die Verhältnisse schon modernisiert sind, der Hof nach dem Inhaber benannt wird, ein Zeichen, daß der Grundbesitz schon als rein persönliche Sache aufgefaßt wird, nicht mehr als ein unveräußerliches Familienerbe. Je mehr aber diese Auffassung gilt, je fester der Bauer an der Scholle klebt, je schwerer er von ihr loskommen kann, um so besser für das Land; mag sich auch der einzelne Mann in Not und Sorge plagen sein Leben lang, niemals zum freien Aufstatten kommen, seine Mühen schaffen seinem Volke feste Werte. Ein Volk ohne festhaften Bauernstand ist kein Volk, es ist eine Handelsgesellschaft, ein Geschäftsunternehmen, eine Betriebsgenossenschaft oder so etwas ähnliches, die von jeder handelspolitischen Konjunktur in ihrer Existenz beeinflusst wird. Ein Volk mit schollenfässi-gem Bauern-tum aber ist etwas Unzerstörbares.

Damit nun der Bauernstand fest in seinen Schuhen stehe, darf man ihm nicht das Gefühl der historischen Verknüpfung mit seinem Grund und Boden nehmen, und das tut man, wenn die Landschaft von heute auf morgen ein andres Gesicht erhält. So freudig deshalb auch die Bestrebungen zum Schutz der Naturdenkmäler zu begrüßen sind, so genügen die bis jetzt abgegrenzten Ziele noch lange nicht. Nicht nur schöne Bäume, seltne Holzarten und interessante Bestände und Felsgruppen sind zu schützen, sondern jeder Landschaft ist nach Möglichkeit ihr Aussehen zu bewahren, und bei allen das Aussehen der Landschaft stark beeinträchtigenden Veränderungen sollten die Aufsichtsbehörden ihren Einfluß dahin geltend machen, daß dort, wo es möglich ist, das ursprüngliche landschaftliche Bild unangetastet und der Bauer vor der Schwächung seiner eignen Gesundheit bewahrt bleiben.

Hannover

Hermann Löns

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Forman gegen Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales
Schnupfenmittel bezeichnet.
Wirkung frappant. In allen Apotheken.